

Die beiden Eminenzen : Rueil, 23. September 1631

Autor(en): **Grabowsky, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **41 (1961-1962)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161248>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die beiden Eminenzen

RUEIL, 23. SEPTEMBER 1631

ADOLF GRABOWSKY

Pater Joseph: Sind Sie noch von der Reise ermüdet, Eminenz, so könnten wir uns morgen unterhalten.

Richelieu: Der Weg von Paris nach Rueil ist keine Reise. Man könnte bequem auf der Seine fahren, wenn der Fluß nicht zu viele Windungen hätte. Auch Windungen im Gespräch sind unerfreulich. Was Sie Unterhaltung nennen, lieber Pater, erfordert Zeit. Sie lieben die Beschauung auch im Gespräch.

Pater: Wenn es um das Rätsel des Staates geht, seine Aufgaben und seine Schwierigkeiten, können auch Sie kein Ende finden, Eminenz.

Richelieu: Auch wenn es um die Kirche geht. Als Kardinal und Bischof muß ich immer auch an die Kirche denken.

Pater: Sehen Sie nicht die Kirche vom Interesse des Staates aus?

Richelieu: Sie spielen auf die Subsidien an, die der protestantische Gustav Adolf nach dem Vertrag von Bärwalde von Frankreich empfängt.

Pater: Fünf Jahre lang empfangen soll. Es ist nur ein Beispiel von vielen. Sie kämpfen gegen die Glaubensspaltung in Frankreich, haben die Hugenotten in La Rochelle so gut wie vernichtet und helfen draußen den kirchenfeindlichen Kräften. Darüber kommen die Weisen nicht zur Ruhe. Die größte Gefahr für die Kirche ist Gustav Adolf.

Richelieu: Von Anfang an steuerten Sie darauf los, verehrter Pater. Wir sind, ich merke es, schon mitten in der Unterhaltung, die Sie beabsichtigten. Alle Achtung vor Ihrer Geschicklichkeit!

Pater: Ich bin der gelehrige Schüler Ihrer hohen Fähigkeiten, Eminenz.

Richelieu: Aber Sie haben mich eingeholt und manchmal übertreffen Sie mich sogar. Dabei sind Sie nicht einmal Jesuit. Ihr Kapuzinerorden ist eine Kongregation für die kleinen Leute.

Pater: Eine Kongregation für den gesunden Menschenverstand. Die Jesuiten spintisieren zu viel. Jede Regierung muß mit den kleinen Leuten rechnen. Man sagt, daß sie keinen Einfluß hätten im Vergleich zu den großen Herren, aber das ist oberflächlich gesehen. Immer hat der kleine Mann die Welt regiert, nur muß man verstehen, ihm die nötigen Parolen zu geben.

Richelieu: Das habt Ihr Kapuziner begriffen. Ich bewege mich in der großen Welt oder sitze hier in Rueil in meinem Schloß, das von der Welt durch den

unendlichen Park getrennt ist, und Sie bringen mir das Leben herein mit seinen tausendfältigen Vorgängen. Ja, haben hier bei mir sogar schon Quartier bezogen.

Pater: Wären Sie nicht Kardinal, Eminenz, so hätten mir das meine Ordensoberen niemals erlaubt.

Richelieu: Aber nun versprechen sich Ihre Oberen für die Kirche Gewinn davon. Fälschlicherweise, wie Sie meinen, lieber Pater.

Pater: Ich bekenne, daß die Unterstützung Gustav Adolfs schwere Bedenken in mir erregt. Frankreich ringt mit den Habsburgern in Wien und Madrid um die Vorherrschaft in Europa, der Kampf mit den Habsburgern drängt sich uns also auf. Aber die Habsburger sind zugleich die Stützen der Kirche. Deshalb darf der Kampf gegen sie nicht so weit gehen, daß man sich mit dem Heros des Protestantismus verbündet. Die besten Köpfe in Frankreich reden so.

Richelieu: Was sind die besten Köpfe? Die konventionellen Spitzen der Kirche — nicht wahr?

Pater: Nicht nur diese. Um mich herum ist alles solcher Meinung. Ich habe eine schwierige Stellung in meinem Orden, seitdem man weiß, daß ich Ihnen ergeben bin.

Richelieu: Sie sind mir gar nicht ergeben. Sie opponieren mir zum Beispiel jetzt, und das gefällt mir. Nur wüßte ich gern, ob diese Opposition von Ihnen kommt oder ob sie Ihnen eingetrichtert worden ist. Vielleicht sind Ihre Oberen sogar sehr einverstanden mit Ihrer Stellung in meiner Nähe, um mich beeinflussen zu können.

Pater: Sie möchten mich im Gegenteil von Ihnen wegziehen. Ich verteidige ja Ihre Politik, Eminenz, wenn ich mit meinen Brüdern diskutiere.

Richelieu: Und hier bei mir greifen Sie meine Politik an! Was ist denn nun eigentlich Ihre wahre Meinung?

Pater: Sie wird von der augenblicklichen Notwendigkeit geboten. Heut ist Ihre Unterstützung Gustav Adolfs richtig, morgen kann sie schon falsch sein, dann nämlich, wenn der schwedische König übermächtig in Deutschland wird. Deutschland ist das europäische Kernland, obwohl es schwach ist in seiner Zersplitterung. Eben deshalb kann jede von außen kommende Macht durchgreifen.

Richelieu: Sie verwirren mich, Pater. Vorhin lehnten Sie sich auf gegen das Bündnis mit Schweden.

Pater: Gegen das Bündnis mit Gustav Adolf, nicht gegen das mit Schweden. Sein heutiger König ist viel gefährlicher als das Land Schweden, denn Gustav Adolf ist die strahlendste Erscheinung heute. Neben ihm verschwinden der Kaiser Ferdinand und unser Ludwig.

Richelieu: Das hätte *ich* sagen können. Sie wissen, daß ich kein Fürstendiener bin.

Pater: Und doch lassen Sie König Ludwig stets den Ruhm.

Richelieu: Weil er Frankreich repräsentiert. Er befiehlt nicht, aber gibt die Befehle aus — das ist eine gute Verteilung. Ich bin nicht für das Königtum, ich bin für den Staat. Wenn der Monarch nur die Reputation wahrt, darf er sich Freiheiten erlauben, der Staat darf es niemals. Der Monarch ist ersetzbar, nicht der Staat. Und für den Staat hat der Staatsmann zu sorgen.

Pater: Ist auch Gustav Adolf ersetzbar? Soeben hat er bei Breitenfeld, nahe von Leipzig, den bisher unbesiegten Tilly glänzend besiegt. Diese vor zwei Stunden eingetroffene Depesche besagt, daß Gustav Adolf mit seinen Reitern die Kaiserlichen Fußtruppen in alle Winde zersprengt hat. Tilly selbst ist zweimal verwundet worden. Alles Gepäck und siebzig Fahnen hat er verloren.

Richelieu: Eine fabelhafte Neuigkeit — geben Sie bitte her! Die Evangelischen werden Gustav Adolf als Glaubensretter feiern. Sechs Tage sind erst seitdem verstrichen — ein Beispiel Ihres ausgezeichneten Nachrichtenwesens, Pater Joseph.

Pater: Ihr Kompliment würde mich freuen, Eminenz, wenn es nicht eine katastrophale Niederlage für die katholische Sache enthielte.

Richelieu: Die kaiserliche Armee in Auflösung — das ist am wichtigsten. Auch sonst ist die Meldung nicht schlecht. Gustav Adolf hat sich mit dem sächsischen Heer zusammengetan, und dies hat sich, wie ich der Depesche entnehme, bei Breitenfeld miserabel geschlagen. Unsere Subsidien jagen das Fieber in Gustav Adolfs Ungestüm. Er muß sich nach Hilfe umsehen und verbraucht seine Kräfte.

Pater: Bei alledem ist er nicht ersetzbar. Das muß für Sie eine Beruhigung sein. Er hat für uns seine Schuldigkeit getan und wird abtreten.

Richelieu: Er ist nicht ersetzbar, weil er zugleich Staatsmann und Monarch sein will. Das ist nicht häufig. Der typische Monarch ist ein Privatmann, der gut leben will. Deshalb werden die Könige aussterben.

Pater: Sie sind niemals Privatmann, Eminenz.

Richelieu: Und doch bin ich nicht der Staat selber, also bin ich ersetzlich. Aber ich schaffe Tradition, in sie können dann auch Schwächere einsteigen. Wer keine Tradition schafft, ist kein Staatsmann: er hat *sich* im Auge, nicht den Staat.

Pater: Vermeiden Sie darum die Popularität, Eminenz?

Richelieu: Eben darum. Den Helden versteht das Volk, den Staatsmann nicht. Ich ziehe die Konsequenzen. In Paris verschwinde ich in meinen Palast und noch mehr hier im Schloß von Rueil. Mein Reich ist das Arbeitszimmer, aus dem über den riesigen Park hin kein Laut auf die Straße dringt.

Pater: Doch auch umgekehrt dringen die Laute der Straße nicht in Ihre Abgeschlossenheit.

Richelieu: Soll das heißen, daß ich Unlebendiges schaffe? Ich pflege mich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Die Details werden mir von meinen Mitarbeitern geliefert. Sie wissen, wie sehr ich dabei auf Sie zähle.

Pater: Ich hatte geglaubt, ich sei Ihnen doch noch nützlicher, Eminenz.

Richelieu: Sie gehören dem engsten Kreis der Mitarbeiter an, dem allerengsten, das hätte ich hinzufügen müssen. Ja, dieser engste Kreis besteht nur aus Ihnen. Man nennt Sie die Graue Eminenz, ich weiß es. Sie seien im Hintergrund unerhört mächtig, sagt das Volk.

Pater: Ich spreche das nach, was Sie soeben sagten: das Volk begreift nichts von dem, was hier geschieht. *Sie* allein haben die Macht.

Richelieu: Ich allein habe den Erfolg. Sie spielen eine undankbare Rolle.

Pater: Aber ich habe auch an dem Mißerfolg keinen Anteil.

Richelieu: Es gibt keinen Mißerfolg oder doch nur in unbedeutlichen Dingen. Der Staatsmann muß Erfolg haben, der Held scheitert. Er nimmt sich zuviel vor, er ist vermessen. Gustav Adolf ist auch noch Held, neben Monarch und Staatsmann. Das ist sein Zauber, dafür wird er geliebt. Wir Staatsmänner genießen keine Liebe — im Höchstenfall kühle Bewunderung.

Pater: Man muß dem nachhelfen durch Anekdoten. Das Volk will Anekdoten, sonst interessieren die Politiker nicht. Sie wissen, Eminenz, daß ich nach Kräften über Sie Anekdoten liefere.

Richelieu: Die Hauptanekdote sind Sie selber. Sie haben das Gerücht von der Grauen Eminenz in die Welt gesetzt. Ich billige das, ich billige jede Anekdote unter der Bedingung, daß ich dabei die Autorität nicht verliere.

Pater: Meine Anekdoten haben Ihnen stets Erfolg gebracht, am meisten die von den armen Witwen, deren Söhnen Sie das Priesterseminar bezahlt haben. Aber ich gebe zu, daß kein Staatsmann so im Volke geliebt wird wie der scheiternde Held. Ich habe mich oft gefragt, woran das liegt.

Richelieu: Weil er sich an Taten wagt, die der gewöhnliche Mensch nicht unternimmt. Jeder Held ist ein Prometheus, der den Göttern das Feuer entreißt und als Strafe an den Kaukasus geschmiedet wird. Für Gustav Adolf hat das Schicksal schon den Kaukasus bestimmt.

Pater: Sie sagen: das Schicksal. Müßten Sie nicht als Kirchenfürst von Gott reden?

Richelieu: Gustav Adolf bildet sich ein, im Bunde mit Gott zu stehen. Er ist Protestant, doch zweifellos gläubiger als ich. Wer zum Staatsmann ausersehen ist, dem fehlt die Gläubigkeit. Oder besser: er glaubt nicht nur an Gott, sondern auch an den Teufel. Manchmal muß man Höllenkräfte entfesseln, um Erfolg zu haben. Der Staat ist eben irdisch, nicht göttlich. Auch dies versteht das Volk nicht — wir sind ihm unheimlich. Der Held, der nach den Sternen greift, ist ihm heimlich.

Pater: So meinen Sie, daß der Staatsmann auch Giftmischerei treiben muß?

Richelieu: Auch Gifte sind Heiltrank. Schaden wir mit unseren Giften, so gehen wir unter. Aber Gustav Adolf geht schon unter, weil er sich überhaupt vor den Giften scheut. Das dankt ihm sein Volk, aber es wird daran leiden.

Ich benutze Gustav Adolf, solange es geht, das heißt, solange es ihm gut geht, benutze ihn gegen den Kaiser, um Frankreichs Macht willen.

Pater: Wird er nicht schon deshalb zugrundegehen, weil er ein Ketzer ist?

Richelieu: Ketzer sind erfolglos in der Kirche, nicht aber im Staat. Auch dem Ketzer werden seine Gebete um Sieg nicht selten erhört.

Pater: Ist Gott dann abwesend?

Richelieu: Er ist immer abwesend im Staat. Kraft, Macht und Klugheit vertreten ihn dort. Gott will es nicht anders, weil Kirche und Staat sich unterscheiden sollen. Man darf die Eigenschaften beider nicht vermengen, denn Gott hat eben beide sehr verschieden eingerichtet. Der Held vermischt und vermennt alles, weil er zugleich Himmel und Erde erobern will. Das Volk lobt ihn, aber Gott neidet ihm seinen Hochmut. Als Kardinal folge ich dem Willen des Himmels.

Pater: Hat nicht aber die Kirche den ersten Rang, der Staat den zweiten?

Richelieu: Darüber haben frühere Jahrhunderte sich den Kopf zerbrochen. Im Innern bekämpfe ich nicht die Hugenotten, weil sie Ketzer sind, sondern weil sie die Einheit des Staates zerstören. So ist es im katholischen Frankreich; in protestantischen Ländern wie Schweden fällt diese Schuld den Katholiken zu.

Pater: Und wie ist es in mohammedanischen Ländern? Soll man noch Kreuzzüge aufbieten gegen sie?

Richelieu: Die Kreuzzüge haben bewiesen, daß Gott nicht mit ihnen war. Mir sind die Türken erwünscht, weil ich sie in den Rücken Habsburgs hetzen kann. Gebe ich ihnen diese Möglichkeit, so kann ich ihnen einimpfen, daß sie ihre Christen anständig behandeln sollen. Mein lieber Pater Joseph — Sie sehen, daß ich mein Amt als Kardinal niemals vergesse. Auch nicht, daß im Verkehr mit dem Ausland Dienst und Gegendienst sich die Waage halten sollen. Im übrigen: je mächtiger Frankreich ist, desto mehr kann es auch für die römische Kirche tun. Alles läuft hinaus auf die Macht.

Pater: Man wirft mir in meinem Orden vor, daß ich Sie darin unterstütze, Eminenz. Sie wissen, daß ich Offizier war, bevor ich bei den Kapuzinern eintrat. Ich hätte das Herrentum des Offiziers noch nicht abgelegt, sagt man. Um Christ zu sein, müsse man gelernt haben, zu dienen, ja, sich zu erniedrigen, wie es der heilige Franziskus getan habe, von dem der Kapuzinerorden abstammt. Der Kapuziner solle die franziskanische Armut noch übersteigern, ich aber säße im Schloß von Rueil oder im großartigen Pariser Palast.

Richelieu: Es ist mir nicht unbekannt, daß Sie es schwer haben. Doch mit genau den gleichen Argumenten geht man auch gegen mich vor. Meine prächtige Lebensführung klagt man an. Der Hof, der mich haßt, tut sich besonders darin hervor. Im Prunk wolle ich den König ausstechen, sagt man. Ich brauche ja aber nur auf den päpstlichen Hof zu verweisen, der auch nicht nach den apostolischen Grundsätzen lebt.

Pater: Ich kann das leider nicht geltend machen, denn die Bettelorden, denen ich angehöre, haben ja grade dem Heiligen Stuhl vorgeworfen, daß er das Apostel-Christentum verraten habe.

Richelieu: Wir stehen nicht mehr in der Zeit Christi. Wie alles hat sich auch die Kirche entwickelt. Es hat sich gezeigt, daß der christliche Mensch die Macht und den Glanz der Kirche wünscht. Den Glanz des Papsttums und den Glanz in den Kathedralen. Er will seiner ärmlichen Häuslichkeit entfliehen. Das haben die Jesuiten am besten verstanden, und sie haben Euch Bettelorden zur Strecke gebracht.

Pater: Seien Sie nicht allzu scharf gegen uns, Eminenz! Es muß Orden geben, die den Aposteln nacheifern. Die Kirche darf nicht einseitig sein. Die Hugenotten sind einseitig, Calvin war einseitig. Der Reichtum unserer Kirche besteht in der Vielseitigkeit. Darum wird sie alle Ketzler überleben.

Richelieu: Darum wird sie die Macht über die Seelen behalten. Ihr Bettelorden seid für die Geistigen da und für die Wohlhabenden, die ihren Besitz abbüßen wollen, ohne auf ihn zu verzichten. Das arme Volk will, daß die Kirche reich und mächtig sei, denn es will der Macht gehorchen. Wer es am Gehorsam packt, der hat bei ihm Glück. Sie haben von den Parolen gesprochen, die man dem kleinen Mann geben muß. Gehorsam, das ist die wichtigste Parole. Er gehorcht dann mit Wonne und im Gehorchen regiert er auch.

Pater: Er regiert kraft seiner großen Mehrzahl, das habe ich gemeint.

Richelieu: Er regiert, weil er zu gehorchen weiß. Der Jesuit schuldet seinen Vorgesetzten absoluten Gehorsam, aber grade deswegen versteht er zu herrschen. Herrschen kann nur, wer auch gehorchen kann. Der kleine Mann hat das schon im Instinkt, den großen Leuten muß man es anerkennen.

Pater: Deshalb haben Sie die großen Geschlechter gebeugt; sie am meisten sollten der Königsmacht gehorsam sein. Ich verstehe das jetzt.

Richelieu: Die großen Geschlechter sind zum Teil hugenottisch geworden, ein ausgezeichnetes Mittel, wie sie glaubten, um sich der Macht des Königs zu entziehen. Die Religion sollte ihnen eine Sonderregierung vermitteln. Eine verzettelte Macht aber ist eine zerrissene Macht. Dem Volk bin ich freundlich gesinnt, weil es gehorchen will, den großen Leuten aber bin ich feind, weil sie nur herrschen wollen. Der Staat, der eine Fülle von Herrschaften hat, stürzt in den Abgrund.

Pater: Die großen Geschlechter sollen den Gehorsam lernen, das Volk besitzt ihn schon und muß sich nur darin üben. Für diese Maxime sollte Ihnen die Kirche vom Morgen bis zum Abend dankbar sein.

Richelieu: Vortrefflich ausgedrückt, lieber Pater. Zugespitzter etwa so: Das Volk verbittet es sich, von einer Adelsclique in seiner Gläubigkeit gestört zu werden. Auf Parolen kommt es an, nicht auf Beweise. Hämmern Sie das Ihren Oberen ein, so ist Ihre Freundschaft mit mir nicht mehr anzugreifen. Vielleicht

kleidet sich auch einmal die Graue Eminenz in den Purpurmantel des Kardinals.

Pater: Nur bitte *das* nicht! Vor der Öffentlichkeit würde ich versagen. Sie hatten Ihr Kardinalskreuz neulich auf ein Tischchen gelegt. Heimlich schmückte ich mich damit, aber es war mir, als ob die zwei Querbalken sich schmerzhaft einfraßen in meine Brust. Schnell legte ich es auf das Tischchen zurück und schämte mich wegen meines Vergehens. Nur im Dunkel leiste ich etwas.

Richelieu: Sie leisten Großes, Sie sind kein untergeordneter Mensch. Sie könnten zu den Geschlechtern zählen, die ich bekämpfe.

Pater: Aber auch zu dem gehorsamen Volk. Ich stehe zwischen den Geschlechtern und dem Volk und verstehe beide. Das ist das Geheimnis meines Nutzens für Sie. Trotz all Ihres Glanzes sind Sie einsam. Furchtbar einsam, Eminenz. Ich bringe Ihnen die Verbindung zur Welt, ich im Dunkel.

Richelieu: In der Dämmerung halten Sie sich auf. Als wahrhaft graue Eminenz.

Pater: Als Eule, im Halbdunkel kaum erkennbar, doch geschäftig hin und her flatternd zwischen Ihnen und der Welt.

Richelieu: Der Weisheitsvogel, der Vogel der Minerva! Die vielgeschäftige Eule bringt mir die Verbindung zum lebendigen Staat. Zu dem Wesen, das ich einzig und allein an bete. Wer so einsam ist wie ich, steht auch in Distanz zum Staat. Ich habe das noch nie einem Menschen bekannt. Statt des Staates habe ich die Staatsraison, das Bewegungsgesetz des Staates, das Staatsprinzip — eine abstrakte Größe. Manchmal meine ich, kein Blut in den Adern zu haben. Ich möchte Gustav Adolf sein, der Held, der einmal untergehen wird.

Pater: Sie werden niemals untergehen, Eminenz, denn Frankreich, das Sie unzerstörbar gemacht haben, lebt in Ihnen.

Richelieu: Ist es Frankreich, ist es nicht vielmehr der abstrakte Staat, der Staat in einer Formel?

Pater: Immer enthält die Formel das Wesentliche. Sie sind zum Wesentlichen vorgedrungen. Ich bin klein neben Ihnen, Eminenz.

Richelieu: Sie sind noch Mensch. Ich habe mein Menschtum an den Staat verschenkt. Er ist so groß durch mich geworden, daß er mich erdrückt hat.

Pater: Aber dann ist er doch ein gigantisches Wesen, kein schwächiger Gedankenbau.

Richelieu: Gedanken sind wirklicher als die Wirklichkeit. Ich bin unwirklich. Auf den Bildern, die man von mir gemacht hat, sieht man scheinbar einen leibhaftigen Menschen. Sie sind wie der dämonische Spiegel, der den Menschen ertrinken läßt. Ich bin ertrunken.

Pater: Von draußen Rufe. Einige Ihrer Verehrer haben den Gartenzaun überstiegen. Sie sollen sich am Fenster zeigen, Eminenz. Befehlen Sie den un-aufmerksamen Garden, daß sie den störenden Plebs davonjagen?

Richelieu: Um Himmelswillen nicht! Ich zeige mich ihnen.